

General von Warnery

Autor(en): **Ernst, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **4 (1936-1937)**

Heft 6

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759060>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

General von Warnery

von Fritz Ernst.

Der hundertfünfzigste Todestag Charles-Emanuel de Warnerys, der in den letzten Mai gefallen ist, warf ein paar Wellen der Erinnerung, die bis zu uns gelangten¹⁾. Das Bad, dessen wir dadurch teilhaftig wurden, wirkte so erfrischend, dass wir uns entschlossen, eine Mitteilung darüber zu verfassen. Dabei befinden wir uns von vornherein in einem gewissen Widerspruch zu Warnery selber, der peinlich auf die Beachtung der respektiven Hoheitssphären bedacht gewesen ist. Als Spezialist des Soldatenhandwerks sah er es nicht gerne, wenn Zivilisten sich in diese Fragen mischten. Als er einmal in einer Akademie feststellte, dass ein Theologe die punischen Kriege erläuterte, anbot er sich, ein theologisches Kolleg zu lesen. Was uns, auch in seinen strengen Augen, wenigstens teilweise retten dürfte, ist der Umstand, dass wir für unsere Betrachtung einen besonderen Gesichtspunkt auswählten: Warnerys Persönlichkeit innerhalb des historischen Rahmens, in dem er aufgetreten ist. Man wird sehen, dass es sich dabei um einen weiten Rahmen und um ein ereignisreiches Auftreten handelt. Warnery ward geboren 1720 in Morges, in jener Waadt, die im selben 18. Jahrhundert, neben andern, Erzieher wie C. F. Laharpe, Schriftsteller wie Benjamin Constant und Militärs wie General Jomini in die Welt hinaus gesandt hat. Auch Warnery suchte sein Glück im Ausland und zwar, für unsere heutigen Begriffe, unvorstellbar früh. Er versichert uns, dass die Fahnenjunker damals meist im Kindesalter eingestellt wurden und scharenweise beim Fahndienst ihr Leben liessen mit sechzehn oder siebzehn Jahren. Warnery blieb, was den Diensteintritt betrifft, nicht hinter diesem Brauch zurück: mit vierzehn Jahren schon stellte er in offener Feldschlacht seinen Mann.

¹⁾ Ich nenne in erster Linie Major E. Schumachers Artikel in der Allg. Schw. Militärzeitung vom letzten Juli: „Ein schweizerischer Militärschriftsteller des 18. Jahrhunderts“. Nur angeborener Respekt vor dem geistigen Eigentum verhindert mich, seine glücklichen Formulierungen zu übernehmen. Den Hinweisen des Oberleutnants S. Stellin-Michaud im letzten Juli-Heft der *Revue militaire suisse* — „Un maître oublié“ — gedenke ich bei anderer Gelegenheit zu folgen.

Die Umstände, deretwegen Warnery sein Vaterland verliess, um es nie mehr wiederzusehen, haben für uns unstreitig Interesse. Die Kritik, die er an den damaligen schweizerischen Regierungen im allgemeinen, der bernischen im besondern übt, ist zwar streng, doch keineswegs vernichtend. Aber in einem Punkt kann er sich begreiflicherweise der Erbitterung nicht enthalten. Sie bezieht sich darauf, dass das herrschende Patriziat in einem solchen Ausmass sich alle auch nur einigermassen verlockenden Stellen sicherte, dass der wohlgeborne Waadtländer Warnery nicht einmal zum Kommando einer waadtländischen Kompagnie in fremden Diensten hätte gelangen können. Immer wieder weist er auf diese wunde Stelle im Staatsgefüge Ihrer Excellenzen hin, und es fehlt nicht an Worten, die der Psychologie Kassandra's entstammen. „Ich habe die Ehre — schreibt er in seinen Anmerkungen zum Taktiker Turpin — mit den ersten Familien dieses Staats verwandt zu sein, und ich wünsche, dass diejenigen, die dieses Werk lesen, die Augen öffnen und einsehen mögen, dass ihre Grundsätze nicht mit den Grundsätzen der Römer, denen sie jedoch nachzuahmen behaupten, übereinstimmen; dass sie ihnen dereinst nachteilig sein können, und dass sie ihre Ehre beflecken. Die Venetianer behandeln ihre Untertanen des festen Landes auf die nämliche Weise, die es im geringsten nicht bedauern würden, wenn sie unter eine andere Regierung kämen...“ Das Bild der früh entbehrten Heimat blieb also im Guten und im Bösen in seiner Seele unverwischbar eingegraben. Gross ist die Zahl der Züge jeder Art, die er, weitverstreut, über die Schweiz mitteilt. Aber an Künsten, die der Knabe von den Ufern des Genfersees mit in die Fremde nahm, finde ich nur eine: die Schwimmkunst. „In meiner Jugend — lässt er uns erfahren — habe ich Strecken von einer französischen Meile geschwommen, welches mir bei einem Schiffbruch auf der Donau sehr zu statten kam“. Die Donau ist indessen erst eine spätere Etappe seines wechselvollen Lebens. Er focht zuerst in Oberitalien unter den sardinischen Fahnen gegen Oesterreich, hernach unter den österreichischen gegen die Türkei, später unter den russischen gegen die Schweden, schliesslich unter den preussischen gegen halb Europa. Es kommt bei ihm die Stelle vor, wo er sich gegen die Generäle wendet, „die ihre Herren wie das Hemd wechseln“. Man könnte sich über die-

sen Vorwurf aus Warnerys Munde wundern. Ich kann nur sagen, dass er in jedem Augenblicke seines Daseins dem jeweiligen Herrn wie sich selber als gleich treu erscheint. Es ist dies das Geheimnis seiner Persönlichkeit.

Nicht von allen durchlaufenen Lebensabschnitten hat er uns gleich ausführlich unterrichtet. Weitaus das Meiste, was er im Drucke hinterliess, bezieht sich auf seine Tätigkeit in Preussen. Hier fand er die besten Soldaten, die besten Offiziere, den ausgezeichnetsten Monarchen. Die Nachrichten, die über jene Zeit von den Zeitgenossen aufgezeichnet sind, übersteigen an Zahl und an Gewicht die meisten vergleichbaren Epochen. Warnerys Beitrag behauptet sich darunter ohne jede Einschränkung. In einzelne Schlachten Friedrichs des Grossen war er so verliebt, wie ein anderer es in schöne Frauen ist. Was ihn daran so sehr entzückte, war weniger der dadurch erreichte Erfolg, als die dabei aufgewandte Kunst, und dies bis zu dem Grade, dass er dem königlichen Feldherrn einige seiner Niederlagen zu höherem Ruhm anrechnete, als seine meisten Siege. Warnerys Liebe blieb auch nicht ganz ohne Gegenliebe: er rückte sowohl zum Major wie zum Oberstleutnant ausser der Reihe vor. Das schien ihm aber nicht genug. Wenigstens sagt er einmal, er habe an Schlachten teilgenommen, „wo ein gewisser Offizier aus eigenem Antrieb Manöver machte, die nicht wenig zum Siege beitrugen — dennoch hat man in den Relations dieser Bataillen nie davon Erwähnung getan“. Dieser gewisse Offizier hat die grösste Aehnlichkeit mit Warnery. Er war überhaupt, mehr als seinem Rang zukam, unbeeinflussbar rechthaberisch. Nach einem Disziplinarstreit, worin er nicht recht bekam, weil man ihm unmöglich recht geben konnte, nahm er, noch vor dem Ende des siebenjährigen Krieges, seinen Abschied und als er geraume Zeit hernach als deutscher Schriftsteller in Anspruch genommen wurde, verdankte er die ihm erwiesene Ehre mit dem Bemerkung: „Ich bin aber Schweizer und nationalisierter Pole“.

Sein Uebergang zu Polen erfüllt uns mit besonderer Teilnahme. Warnery war Generalquartiermeister des Königs Stanislaus Poniatowski und liiert mit dem höchsten Adel, vor allem der mächtigen Familie Czartoryski. Nun ist das ja die Zeit, da dieser Nation die Aufteilung bevorstand und immer wieder stellt sich uns die Frage, unter welchen Umständen dieselbe sich er-

eignete? Es ist kaum ein Zweifel daran möglich, dass Polen sich selbst aufteilte. Wir besitzen darüber so viele arglose und in ihrer Arglosigkeit vernichtende Zeugnisse, dass es kaum möglich scheint, zu einem andern Schluss zu kommen. Man lese die Schilderungen des jüdischen Bauernjungen Salomon Maimon über die polnischen Bauern, man lese die Schilderung der Göttinger Professorentochter Therese Heyne über die polnischen Städte, man lese die Schilderung unseres waadtländischen Adligen über den polnischen Adel. Warnery liebte ihn, er erlag seinem Zauber, seiner grosstädtischen Lebenskunst, seiner Gastfreundschaft in einem solchen Masse, dass es kaum polenfreundlichere Aeusserungen geben wird. Aber er kann doch auch nicht umhin, die Unmöglichkeit einzugestehen, „dass man einen Polen von Adel dahin bringt, dass er sich in seinem Vaterlande der Disziplin unterwirft. Ausserhalb ist er unübertrefflich, aber in seinem Vaterlande selbst verhindert ihn der Geist der Freiheit, oder vielmehr der Zügellosigkeit, der darin herrscht, sich im geringsten zu unterwerfen“. War es diese Hoffnungslosigkeit, war es seine bedrohte Gesundheit, was Warnery bewog, seine Wahlheimat zu verlassen? Tatsache ist, dass er sich beurlauben liess und auf das schlesische Gut seiner Gattin zurückzog. Aber auch da litt es ihn auf die Dauer nicht. Er übersiedelte nach Breslau, wo ihn die tägliche Parade über seine Musse tröstete. In Breslau ist er gestorben, sechsundsechzigjährig, im Frühling 1786, dem Todesjahr Friedrichs des Grossen.

Warnery rühmte sich, in dreizehn Feldzügen allen Arten von Kriegsunternehmungen, sowohl zu Wasser als zu Lande, sowohl zu Pferde wie zu Fuss, beigewohnt zu haben und jeden Teil der Uniformen wie der Waffen, des Lagers wie der Festung mit Namen zu kennen. Aber hervorgegangen ist er aus den Husaren. Husarenstreiche blieben stets sein Element. Man muss sich bei ihm mit der Parallelität von Mensch und Pferd abfinden. „Meine eigene Erfahrung hat mich gelehrt — sagt er in den Bemerkungen zum Grafen Turpin — dass es mit den Menschen wie mit den Pferden ist: wenn man beide vor der Zeit strapaziert, so sind sie nicht von Dauer“. Kein Zweifel, dass auch dies ein Weg ist zur Humanität. Und Warnery hat ihn beschritten. Er hat den Soldaten unter anderm zwar als Kreatur, aber durchaus nicht nur als Kreatur betrachtet. „Ich verlange — sagt er in sei-

nem Kavallerieregiment — eine strenge Disziplin, aber keine Sklaverei, welche die Empfindungen erniedrigt und den Charakter verdirbt. Menschen wie Pferde mit der Peitsche zu ihrer Pflicht anzuhalten, bleibt stets ein übler Grundsatz". Dass er die Konsequenzen aus dem Kriegszweck zog, darf ihm nicht verübelt werden. Unter Kriegsleuten bestand noch immer nur die eine Meinung, dass das Ziel des Krieges der Sieg sei. Es war für Warnery ein Konflikt, dass Fortuna ihm gegenüber launisch blieb — es war der Schmerz seines Lebens, dass er in persönlicher Beziehung nicht so viel erreichte, als er sich in sachlicher Beziehung zuschrieb. Dabei muss man bedenken, dass er von einem seltenen Selbstbewusstsein gewesen ist. Wenn man ihm glaubt, so sind nicht wenige Schlachten der Vergangenheit nur darum verloren gegangen, weil er nicht dabei gewesen war. Aber damit, dass man nur darüber lächelt, ist es nicht getan. Als Flaubert nach dem Aufstand der Pariser Commune an den ausgebrannten Tuileries vorüberging, rief er aus: „Das alles wäre nicht passiert, wenn man mich verstanden hätte!" Flaubert hatte Recht, und Warnery in manchem andern Fall nicht minder. Auch wird man nicht übersehen, dass sein Trieb zur Ehrlichkeit sich nicht immer nur gegen andere, sondern wohl auch einmal gegen ihn selber kehrt. Es ist nicht ohne moralische Schönheit, Stolz und Demut so nahe bei einander vorzufinden wie bei Warnery, wenn er in das Geständnis ausbricht: „Nie habe ich einen einmal mir vorgenommenen Streich aufgegeben, nie ist mir ein Angriff, weder in einer Schlacht noch in einem Scharmützel, misslungen und nie bin ich geschlagen worden, noch habe ich den mindesten Verlust erlitten. Nichts als meine Anschläge zu meinem Glück sind mir fehlgeschlagen..."

Es kam für Warnery der Augenblick, den Degen mit der Feder zu vertauschen. Für einen Charakter wie den seinigen konnte es sich dabei nur um die Fortsetzung des Kampfs mit andern Mitteln handeln. Das soll nicht so verstanden werden, dass er nur sozusagen aus Verlegenheit zu beschreiben anfing, was er nicht mehr vollführen durfte. Die Rechenschaftsablegung vor sich selbst war ein ihm angeborener Zug. Er besass schon aus der Zeit des zweiten schlesischen Krieges ein Tagebuch, das der ihm befreundete Seydlitz vorsorglich riet, aus

der Welt zu schaffen, „weil es zu richtig war“. Mit der Zeit wurde ihm aber diese Selbstenthaltung unerträglich und er begann seine Meinung, ohne Rücksicht auf ihre „Richtigkeit“, der lesenden Militärwelt vorzulegen, und zwar stets in seiner französischen Muttersprache. Man hat ihn, mit gutem Grund, für seine schriftstellerischen Absonderlichkeiten getadelt: er befolgt sehr selten einen Plan, entwickelt noch seltener mit Folgerichtigkeit seine Gedanken, bleibt nie bei seinem Thema. Aber er genießt auch die Vorteile seiner Fehler. Der ewige Durchbrenner, der er ist, erfreut durch sein unermüdliches Temperament: wenn er die grosse Linie immer wieder bricht, so bleibt er dafür stets „en état d'épigramme“. Ich kenne nicht grad einen Stil, der so häufig und, was mehr ist, der so unwillkürlich blitzt. Man möchte sagen, dass nie ein so schlechter Schriftsteller so gut geschrieben hat. Selbst sein grundsätzliches Gebrechen, die unaufhörliche Vermischung seiner Meinungen mit seinen Memoiren, wird stets seine Hauptanziehungskraft ausmachen. Und diese ist nun bei ihm von ganz besonderer Art. Man muss bedenken, wie viel er gesehen und erlebt hat — beinahe den ganzen Kontinent. Die Weltkenntnis, die ihm schliesslich zuteil ward, blieb nun doch stets persönlich und von Reiz selbst dort, wo eine ängstlichere Sitte die Zitierung leider ausschliesst. Der schwerste Schatten auf seinen Schriften liegt unstreitig in seiner auffallenden Tadelsucht. Wenn er die Geschichte Friedrichs im Siebenjährigen Krieg mit einer Aufzählung aller von den grossen Feldherrn begangenen Fehler abschliesst, so ist das nur im höchsten Grade ehrenhaft. In vielen andern Fällen aber war, was ihn hinriss, nicht Kritik, sondern Geist des Widerspruchs. So hatte er sich beispielsweise eingeredet, Caesars Kommentare könnten nicht von Caesar sein und Gallien müsse, da unzweifelhaft erobert, unzweifelhaft auf andre Art erobert worden sein, als es in Caesars Kommentaren steht. An sich erhebt sich hier ganz einfach eine Autorenfrage. Bezeichnend ist, wie Warnery sich das Spiel verdirbt. Da er sich nun einmal verschworen hat, dass alles, was bei Caesar steht, falsch und also nicht von ihm ist, darf auch Divico, der vor dem Triumvirn erscheint, nicht der Sieger an der Garonne sein, denn — sagt Warnery — zwischen Aginnum und Bibracte liege „ein Jahrhundert“. Dabei sind es, genau gerechnet, neunundvierzig

Jahre und der im Jahr 58 v. Chr. vor Caesar erscheinende Greis kann sehr wohl der junge General vom Jahr 107 v. Chr. gewesen sein.

Aber das sind Details, die im grossen Ganzen nicht aufkommen. Derjenige Zug, der sich aus dem grossen Ganzen beherrschend abhebt, ist der freie Geist. Warnery war chronologisch mehr der Zeitgenosse Rousseaus als Voltaires, gefühlsmässig aber war es umgekehrt. Folgender Satz Warnerys könnte sich auch unter den Auslandsnachrichten befinden, die von Ferney aus verbreitet wurden: „Wenn man einen Janitscharen anwirbt, so gibt man ihm kein Handgeld, sondern der Lieutenant der Compagnie zieht ihm am Ohr und gibt ihm eine Ohrfeige, darin besteht seine ganze Aufnahme, und von dem Augenblick an glaubt er sich so heilig als ein Priester, der die Tonsur bekommt“. Würde man nur auf dergleichen Aeusserungen abstellen, die bei ihm nicht selten sind, so würde sich schliesslich das Bild eines Menschen ergeben, der sich von einem moralischen Nihilisten wenig unterscheidet. Und dieses Bild wäre falsch. Warnery, so gut wie Voltaire, nährt im Busen eine heimliche Flamme, an welcher das Eis seines Verstandes immer wieder schmilzt. Man bemerkt dies am deutlichsten an ihm, wenn er von England spricht, das aus Augenschein nicht kennen gelernt zu haben ihn mit aufrichtigem Bedauern erfüllte. Es geht wie ein republikanisches Leuchten über die Seiten, auf denen er vom auserwählten Volke spricht: „Ich gebe den Engländern deswegen den Vorzug, weil sie das, was sie sind, ohne vieles Zutun ihrer Regenten durch sich selbst geworden sind“. Darüber hinaus erfreut er dadurch, dass er so häufig recht behalten hat. Ich denke sicher nicht daran, ihm eine untrügliche Prophetengabe zuzuschreiben. Nach seinen Beteuerungen hätte man glauben müssen, die monarchischen Systeme seien auf lange Zeit vor jeder Anfechtung gefeit — die nordamerikanischen Kolonisten würden auf die Dauer niemals auf den englischen Namen verzichten — die Franzosen wären äonenfern von einer europäischen Hegemonie gewesen — Meinungen, die neben vielen anderen nicht bestätigt worden sind. Aber insbesondere dort, wo ein innerer Stachel seine Sinne reizte, ist er manchmal von einer Klarsicht, die heute noch verblüfft. Er fragt einmal, ob der berühmte Berner Staatsschatz, aus einer Fürsorgemassnahme, mit der Zeit

nicht zu einer bedenklichen Anziehungs-Gefahr werden könnte? Er fragt ein andermal, ob mit der sinkenden Wehrkraft der Schweiz, die er eindeutig feststellte, ihr nicht das Schicksal Polens drohe? Zwölf Jahre nach seinem Tod wurden beide Fragen positiv beantwortet.

Der einzige Nekrolog auf Warnery, den ich finden konnte, unmittelbar nach seinem Hinschied erschienen ohne Nennung des Verfassers in den Schlesischen Provinzialblättern, erteilt ihm das Lob, er habe allezeit geschrieben „mit der edlen Freimütigkeit eines Schweizers und mit der Beurteilungskraft eines grossen Generals“. Was es mit der Freimütigkeit des Schweizers auf sich hatte, war nicht schwer zu zeigen. Anders verhält es sich mit der Beurteilungskraft des Generals. Die militärische Welt ist eine Welt für sich: durch ihre Lebensbedingungen, durch ihre Pflichten, durch ihre Freuden und durch ihre Leiden, durch ihre Sprache. Aber von der nicht militärischen zur militärischen Welt führt auch eine Brücke: die Vernunft. Warnery nannte selbstbewusst die Gesamtheit seiner militärischen Anschauungen sein „System“. Wenn man freilich darunter nicht sowohl eine Gesamtheit, als vielmehr eine Ganzheit versteht, d. h. die logische Entwicklung eines oder einiger Grundgedanken der nämlichen Kategorie bis in mehr oder weniger ferne Ausstrahlungen, dann handelt es sich bei Warnery um kein System. Was er als solches anspricht, besteht ganz einfach aus einer Anzahl von Erfahrungen und Ueberprüfungen, wozu er im Laufe des Lebens Gelegenheit fand und woraus sich ihm eine Anzahl Regeln auf ganz verschiedenen Ebenen ergab. Wahr aber ist, dass die Einheit der Persönlichkeit auch seinen Anschauungen zugute kam. Als ihm entsprechend, und auch mehr oder weniger von ihm ausgesprochen, kann man aufzählen: Es gibt keine Regeln ohne Ausnahmen, aber darum gibt es gleichwohl Regeln — Das Einfache ist meist dem Komplizierten vorzuziehen — Der Angriff ist die beste Verteidigung — Man muss vom Terrain aus denken können — Man darf nicht der Gefangene fixer Punkte werden — Der Unterführer soll im Rahmen seiner Aufgabe selbständig sein — Das Beispiel ist der beste Befehl — Schnelligkeit ist eine wichtige Form des Mutes — Jede Waffe trägt das Optimum ihres speziellen Gebrauchs in sich etc. etc.... Manchmal mag Warnery im Detail

zu weit gegangen sein. Wenigstens überliefert er uns selber die Bemerkung, die Friedrich der Grosse einst zu ihm getan: „Töten Sie Ihren Feind auf welche Art Sie wollen; ich werde Sie deshalb nie zur Verantwortung ziehen“. Der Ton macht den Ausspruch glaubhaft. Vergessen wir darüber nicht, was bei Warnery, wo nicht in jeder Zeile, so doch zwischen allen Zeilen steht: dass die Moral, so wie das A und O jedes Handwerks, so auch des Kriegshandwerks darstellt. Das war für ihn umso selbstverständlicher, als er Teil hatte an der Auffassung, dass wir nicht nach dem Ausgang der Dinge, sondern nach unserem Wollen zu beurteilen und zu richten sind und damit erst teilhaben an einem höheren Prinzip der Gerechtigkeit. Insofern ist Warnery ein echter Sohn des Idealismus seiner Zeit, der ihn, aus dieser Auffassung heraus, den Soldatenstand um seiner grenzenlosen Aufopferung willen bezeichnen liess als „den edelsten der Stände“. Gewiss, im Zeitalter des Ewigen Friedens verdiente er dafür samt seinen Gesinnungsgenossen ewige Vergessenheit. Solange aber bloss Menschen Träger der Geschichte und damit dem Gesetz des Krieges unterworfen sind, verdienen er und seinesgleichen uneingeschränkter Dank für das Bestreben, der Geißel der Menschheit ein Maximum von Geist und Charakter einzuflössen...

Die Spuren, die er bei seinen Zeitgenossen hinterlassen, sind nicht zahlreich, wenigstens nicht, wenn man sich an die jedermann zugänglichen Quellen hält. In den Tagebüchern des Waadtländers Henri de Catt, welcher lange Zeit Vorleser König Friedrichs war, huscht der Waadtländer Warnery nur schattenhaft vorbei. Und literarisch wüsste ich, an hervorragender Stelle, nur seine entscheidende Einwirkung auf die friederizianische Legende, der ein anderer Landsmann von ihm, J. G. Zimmermann aus Brugg, mit mannigfacher Nutzung Warnerys, sein letztes Werk gewidmet hat. In seinem engem Berufsleben erlitt er, aus Gründen, die jedem Leser dieser Zeilen mögen klar geworden sein, mancherlei Unbill. Mehr als eine Wassersuppe entsetzte sich ob so viel Salz. Und mehr als eine Massregelung hat er durch seine Hemmungslosigkeit herausgefordert. Aber die um ihn entfesselten Polemiken vermögen uns nicht von ihm abzubringen. Und das Kriegsgericht, das er in einem Fall erlittener Gefangenschaft für sich verlangte, hat ihn

makellos befunden. Zwei andere Instanzen haben ihn in die Annalen der Geschichte eingetragen. Wir schliessen mit diesem hohen Nachklang seiner Existenz. Aus dem Nachlass Friedrichs des Grossen erschien auch eine „Histoire de la guerre de sept ans“, worin wir den Helden als Selbstbiographen, deswegen aber nicht als Selbstrühmer kennen lernen. Wir finden im königlichen Bericht freilich nicht jedes von anderer Seite in Anspruch genommene Verdienst bestätigt, was nach den Umständen auch nicht gut möglich war. Immerhin steht gleich in der Darstellung des Feldzugs von 1756, bei Gelegenheit der Räumung Schlesiens durch den österreichischen Feldmarschall von Browne und seiner Verfolgung durch die preussischen Husaren: „Mr. de Warnery schlug dessen Nachhut und säbelte dreihundert kroatische Grenadiere nieder“. Für einen blossen Husarenoffizier wäre eine solche Qualifikation gewiss hinreichend. Derselbe erhielt indes noch eine andere, die dem Erkenner und Erzieher galt. In Warnerys letztem Lebensjahr kam ein junger hannoveranischer Offizier, den Studien und der Lehre zugewandt, auf die Idee, die weit verstreuten und schwer zugänglichen Schriften des prächtigen Quarulanten zusammenzustellen und zu übersetzen. Sich häufende Belastungen verhinderten ihn zwar, den Plan aus eignen Kräften zu verwirklichen: er übergab das Werk den freiern Händen eines Fähnrichs Schwenke und eines Leutnants von Zeschau. Er selber steuerte zu den neun Bändchen, die in Hannover von 1786 bis 1791 erschienen sind, lediglich ein kurzes Vorwort bei, wie es in seiner Sachlichkeit sich nur ein grosser Geist erlauben darf. Unterzeichnet hat er es lediglich mit den zwei Buchstaben G. S. — den Initialen Gerhard Scharnhorsts.